

INSA THIELE-EICH | GERHARD THIELE

ASTRONAUTEN



EINE FAMILIENGESCHICHTE

KOMPLETTMEDIA

beim Wandern getroffen, der war total unfreundlich.« Vielleicht weil er beim Wandern in den Bergen einfach seine Ruhe haben möchte? Aber viele Menschen werten eben aus ihrer Perspektive. Zwar steuere ich das nicht aktiv, aber mir fällt auf, dass ich manchmal deutlich stärker als zuvor auf mein Verhalten achte. Das ist auch ein bisschen anstrengend.

Was mich hingegen extrem freut: Wenn mir Mädchen und Studentinnen schreiben und zum Beispiel positives Feedback dazu geben, dass ich als Frau und Mutter meinen Weg gehe, ohne mich dafür zu rechtfertigen. Weil sie eben genau dieses Gefühl haben: Sie müssten sich dafür rechtfertigen. Es ärgert mich zwar, dass ich im Jahr 2018 so etwas noch »vorleben« muss, aber wenn es andere inspiriert, mache ich das sehr gern.

Ob ich nun aber ein Vorbild bin für ein Mädchen – das entscheidet das Mädchen selbst. Oder der Junge. Ich hoffe, dass ich auch Jungen inspirieren kann, das fände ich schön. Vorbilder geben Impulse, in eine Richtung zu gehen, in die man von allein vielleicht nicht gehen würde. Man hat zwar schon eine diffuse Vorstellung oder ein Gefühl, wohin man gern möchte. Aber ein Bild, das mir zeigt, wie es gehen könnte, kann mir die Entscheidungsfindung erleichtern. Von der Vorgehensweise dieses Vorbilds kann ich dann für mich mitnehmen, was zu mir passt.

In jedem Fall halte ich es für absolut wichtig, dass auch Astronautinnen in der Öffentlichkeit zu sehen sind – sei es im Fernsehen, in den sozialen Medien oder auch in Kinderbüchern. In meinem Umfeld als Jugendliche gab es viele Astronautinnen, die mit meinem Vater zusammengearbeitet haben. Mit Heike Walpots Tochter war ich sehr eng befreundet. Häufig gesehen habe ich auch die Astronautinnen Heide Stefanyshyn-Piper und Laurel Clark. Im Nachhinein erkenne ich, wie wertvoll es für mich war, in diesem Alter diese sehr zielstrebigsten Mütter kennenzulernen – weil sich mir so nie die Frage gestellt hat, ob ich einen Beruf auch mit Kindern ausüben kann. Diese Vorbilder sind in Deutschland zwar vorhanden – ich denke da besonders an Ursula von der Leyen –, aber noch sehr rar.

Mit der Öffentlichkeit kommt auch ein gewisser Druck, den ich zuvor ehrlich gesagt unterschätzt habe. Da werde ich plötzlich von einem Fremden in der Sauna angesprochen: »Na, wie ist der Status? Wissen Sie, wann Sie fliegen?« In der Sauna!

Andererseits zeigt mir das konstante Medieninteresse, dass unser Projekt eine hohe gesellschaftliche Relevanz hat. In meiner Wissenschaftler-Blase an der Universität Bonn war mir gar nicht so bewusst gewesen, wie heiß die Diskussionen um Frauen und besonders Mütter in der Arbeitswelt noch geführt werden. Im täglichen Miteinander spielt das Geschlecht meist keine Rolle, auch wenn natürlich auch im Wissenschaftsbetrieb Frauen nachgewiesenermaßen mit Vorurteilen und daraus entstehenden Nachteilen zu kämpfen haben. Aber erst als ich mit »Die Astronautin« in Erscheinung getreten bin, wurde ich mit sexistischen Kommentaren aus der Öffentlichkeit konfrontiert.

Eine TV-Reporterin für einen öffentlich-rechtlichen Sender stellte mir während meines allerersten Interviews verblüffend kreative Fragen. Ob ich nicht Angst hätte. Ich dachte, sie beziehe sich auf den Start, und setzte zur Antwort an, da fügte sie hinzu: »... mit den ganzen Männern da oben, auf so engem Raum?« Mein Gesicht in diesem Interview spricht Bände Was bitte unterstellte sie meinen Kollegen denn da? Auf so einen Gedanken war ich noch nie gekommen. Dann machte sie auch noch weiter: »Sie haben doch Kinder, können Sie überhaupt so lange ins All?« Dabei ist unsere Mission für gerade mal zwei Wochen geplant.

Beim Medientraining wurde mir später gesagt, ich solle auf solche sexistischen Fragen souverän und gelassen reagieren. Dabei glaube ich, meine authentische entsetzte Reaktion war ganz passend – immerhin entstand so in der Redaktionssitzung des Senders eine sehr hitzige Diskussion, und ich habe ungefragt eine schriftliche Entschuldigung bekommen. Deshalb behalte ich das weiter bei, wenn es zu absurd wird. Je öffentlicher ich als Person gerade bin, desto mehr fühle ich mich dazu auch verpflichtet.

Vater-Tochter-Gespräch: Insa, trittst du in die Fußstapfen deines Vaters?



Hm, wir haben immerhin fast die gleiche Schuhgröße – 38 und 38,5. Ich finde es ein bisschen schwierig zu sagen, was ich von meinen Eltern übernommen habe. Schließlich ist da viel miteinander verwoben: Man wächst nicht nur mit einer Bezugsperson auf, sondern mit vielen. Hinzu kommen viele Kontakte mit anderen Menschen, und teilweise können einen auch Ereignisse beeinflussen, die mit Personen zu tun haben, die man nur einmal sieht oder nur in einer sehr kurzen Phase seines Lebens.

Geht es speziell um die Faszination für Raumfahrt oder den Wunsch, ins All zu fliegen – natürlich haben wir zu Hause viel über dieses Thema gesprochen. Es war der erste Beruf, den wir hautnah kennengelernt haben, jenseits von dem einer Lehrerin. Lehrerin wollte ich auch mal werden. Dennoch sträube ich mich etwas dagegen, zu sagen, der Wunsch sei nur durch dein Vorbild entstanden. Dass man mit einem Astronauten zusammenlebt, ist ja nicht immer präsent Im normalen Alltag hat das Thema keine allzu große Bedeutung.

Die groben Bausteine haben wir natürlich schon mitbekommen, auch durch die Umzüge, aber ich kann nicht sagen, dass es allein die Fußstapfen meines Vaters wären, in die ich jetzt gerade trete. Zumal ich auch viele andere Astronauten und Astronautinnen kennengelernt habe. Diese Gemeinschaft war schön, und es schien ein

tolles Arbeitsumfeld zu sein, zumindest habe ich das als Kind so wahrgenommen. Papa, du hast zwar nicht so viel davon erzählt, aber die spannenden Tätigkeiten wie Tauchtraining und Jetfliegen waren uns schon präsent, wie eine Art natürliches Hintergrundrauschen.

Wichtiger war: Wir haben einfach gesehen, dass die Menschen in unserem Umfeld das, was sie tun, gern machten. Wärest du jetzt jeden Tag von der Arbeit nach Hause gekommen und hättest gesagt: »Uh, was für ein blöder Tag bei der NASA«, dann hätte ich bestimmt gesagt: »Bleib mir bloß weg damit.«

In einer Sache bin ich sicherlich in deine Fußstapfen getreten: bei der Promotion. Für mich war immer vollkommen klar: Wenn man als Wissenschaftler arbeiten möchte, dann studiert man und promoviert anschließend. Wärest du nicht promoviert gewesen, wäre ich wahrscheinlich gar nicht auf die Idee gekommen. So stand für mich schon weit vor dem Abi fest, dass ich promovieren werde. Dass es ein so ähnliches Fach geworden ist (Meteorologie und Ozeanografie) war hingegen Zufall – das habe ich erst festgestellt, als ich schon mitten im Studium war.



Insa ist Insa, Gerhard ist Gerhard, und wer in die Fußstapfen von anderen tritt, kann keine eigenen Spuren hinterlassen. Ich hoffe sehr, dass du, auch wenn der Titel derselbe ist, deine Aufgabe so gestaltest, dass du komplett neue Spuren legst, und genau das wird auch passieren. Dass du, als die Gelegenheit da war, sie ergriffen hast, finde ich natürlich toll. Genau dazu haben wir gehofft, euch alle zu erziehen: Dass ihr etwas tatsächlich auch ausprobiert, wenn ihr das Gefühl habt, das passt zu euch.



Das stimmt. Uns Kindern habt ihr immer klargemacht, dass man alles machen kann, Hauptsache, man ist glücklich und interessiert daran. Das schließt auch Handwerks-, Pflege- oder sonstige Berufe ein. Uns wurde nie vermittelt: »Wir bestehen auf vier akademischen Sprösslingen, die auf dem Gymnasium ein Einserabitur abschließen«, oder etwas in der Art. Wir haben uns immer ganz frei gefühlt. Ich hoffe, ich kann das meinen Kindern auch so weitergeben.

Mit Astronauten aufwachsen

Die Raumfahrt-Community



Es war meine Mutter, die befand, ein geeignetes Ausflugsziel mit vier Kindern sei das Cape Canaveral. Immer wieder fuhr sie mit uns von Houston, Texas, drei Tage lang die rund 1600 Kilometer entlang der Interstate 10 durch Louisiana, Mississippi und Alabama, um in Florida diversen Shuttle-Starts beizuwohnen. Meist saßen dann Freunde von uns in den Raumschiffen. Astronauten, die man vom Barbecue an Thanksgiving kannte und mit deren Kindern wir spielten. Allerdings nicht bei den Launches selbst. Denn während wir uns als Nicht-Familienmitglieder einfach ins weiche Gras hockten und picknickten, standen die Familienmitglieder der jeweils Startenden auf dem Dach des Launch Control Centers im Kennedy Space Center.

Dass mein Vater auch Astronaut war, interessierte mich damals so sehr, wie man sich als Kind beziehungsweise pubertierende Jugendliche eben für den Beruf des Vaters interessiert. Mehr peripher. Es schien ja auch normal zu sein, irgendwie. Außerdem hatten meine Geschwister und ich unsere eigenen Leben. Und die waren gut gefüllt mit Schule, Hobbys und Freundschaften.

Cape Canaveral



Cape Canaveral an der Ostküste Floridas ist ein Naturschutzgebiet. Gleichzeitig befinden sich hier die wichtigsten US-amerikanischen Weltraumbahnhöfe: das Kennedy Space Center der NASA, von dem die astronautischen Raumflüge starteten, und die militärische Cape Canaveral Air Force Station für Raketen ohne Besatzung.

Für Insa und ihre Geschwister hatte mein Job keinen herausragenden Stellenwert. Es war ihr bekannt, dass der Flug ins All etwas war, was der Papa unbedingt



machen wollte, ein Traum für ihn. Aber sie hatte viel für die Schule zu tun und pflegte ihre Hobbys. Das Leben der Familie war nicht auf den Vater ausgerichtet, es war ein buntes Leben, in dem alle sechs ihr eigenes hatten. In diesem Sinne sind wir eine ziemlich gewöhnliche Familie. Mit Aufregung um meine Person oder Brimborium kann ich ohnehin nichts anfangen. Dieser normale Umgang der Familie mit meinem Job hat mir geholfen, auf der Erde zu bleiben. Ich empfinde das als einen ziemlich glücklichen Umstand.

Unsere Kinder sind in einem Umfeld groß geworden, wo Raumfahrt einfach die Normalität war. In ihrer Grundschule hingen 43 Porträts von Astronauten. Hätte da jetzt einer gesagt: »Oh, mein Papa ist Astronaut, oder meine Mama ist Astronautin«, hätte nebensächlich jemand gesagt: »Meine auch.« In diesem Sinne war es also nichts Besonderes.



In der Raumfahrt-Community wird großen Wert darauf gelegt, dass sich die Familien untereinander gut verstehen. Als meine Mutter während der Mission meines Vaters Geburtstag hatte, sind die Ehepartner der anderen Astronauten der Mission mit ihr essen gegangen. Es gibt das sogenannte »Spouses Network«, also das Netzwerk für Ehepartner, das für den sozialen Zusammenhalt sorgt. Dort gehen dann immer wichtige Infos herum, wie Einladungen zu Weihnachtsfeiern oder Poolpartys. Dabei werden auch die Ersatzleute der jeweiligen Mission eingeladen.

Als wir gerade neu ankamen, trafen sich gleich mehrere Familien mit uns. So fühlten wir uns sofort integriert. Und es war gleich klar: Irgendjemand beschäftigt sich mit uns an Thanksgiving. Das ist eine Besonderheit der Raumfahrtbranche. Dass man einen neuen Kollegen an einem Fest wie Weihnachten gleich samt Familie zu sich nach Hause einlädt, kommt sonst wohl eher selten vor. Diese Integration ist schön und wichtig, weil viele Astronauten eben für den Job hergezogen sind und keine Familie vor Ort haben. Über die Einladungen des Spouses Network haben wir auch immer viele Kinder kennengelernt.

Für uns Kinder war dieses Netzwerk ebenfalls sehr wichtig, da wir so auch einen schnelleren Zugang zu neuen Freundeskreisen und der doch anderen Kultur der Amerikaner bekamen. Besagtes Thanksgiving ist mir sehr gut in Erinnerung geblieben. Der 16-jährige Sohn der Familie hatte nämlich seine feste Freundin dabei. Beide durften sich jedoch nur im Wohnzimmer gemeinsam aufhalten, um stets unter Aufsicht zu sein. Das war ein ganz schöner Kulturschock für mich.

Bedingungslose Unterstützung

Meine Frau unterstützte meine Raumfahrtambitionen auf wunderbare